Zeitschrift: Gesundheitsnachrichten / A. Vogel
Herausgeber: A. Vogel
Band: 42 (1985)
Heft: 10

Artikel: Tropenregen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-969909

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kanäle fuhr, ertönten alte mexikanische Weisen. Selten habe ich eine so fröhliche Gesellschaft gesehen, ohne eigentlich ausgelassen zu sein, die sich wie grosse Kinder an all den Naturschönheiten erfreute. Die Boote waren mit Blumengirlanden geschmückt, die einen lieblichen Duft verbreiteten. So ist man kilometerweit durch eine paradiesisch schöne, fruchtbare Landschaft, entlang der Kanäle gefahren, die heute noch gut erhalten sind und aus der Zeit stammen, bevor die Azteken mit den Spaniern in Berührung kamen. Links und rechts an den Kanalufern sieht man schwarze, fruchtbare Moorerde. Da gedeihen allerlei fruchttragende Bäume und Sträucher, vor allem aber Gemüse. Es herrscht eine paradiesische Fülle und Reichhaltigkeit. Das Schönste an diesem Fest war die natürliche und ungehemmte Fröhlichkeit dieser braungebrannten Menschen. Jung und alt vergnügte sich, als ob es weder Sorgen noch Leid in diesem Lande geben würde. Das bunte Treiben erinnerte mich in einem gewissen Sinne an die schwimmenden Märkte, die wir in Thailand erlebten, als flinke und wendige Boote voller Früchte durch die Kanäle trieben. Alles glich einem schwimmenden Markt, auf dem gehandelt, verkauft und auch Nahrung zubereitet und angeboten wurde. Kinder sprangen voller Fröhlichkeit ins Wasser, tollten und plätscherten herum. Sie zeigten eine ungebundene Fröhlichkeit, wie sie nur unter Naturkindern zu finden ist.

Von dieser ungezwungenen Stimmung wird man mitgerissen und lässt sich von diesem Geist derart beeinflussen, dass man ein paar Stunden in einer paradiesisch schönen Natur sorgenfrei geniessen kann. Die Ansicht der Gärten von Xochimilco sollte sich kein Europäer, der Mexiko besucht, entgehen lassen. Wenn er auch nur einen oder zwei Tage dort zubringen kann, wird er ein unvergessliches Erlebnis mit nach Hause nehmen. Er erhält zugleich einen Einblick in die Geschicklichkeit der indianischen Bevölkerung, wie diese, damals vor Jahrhunderten, die Natur pflegte und gestaltete.

Tropenregen

Wir fuhren in einem Einbaum auf dem Maranon, einem Fluss im Quellgebiet des Amazonas. Der Einbaum war zirka acht Meter lang und sehr solid gebaut. Zwei Indios, die sich hier einigermassen auskannten, begleiteten uns. Christian aus Graubünden, ein Mitarbeiter auf meiner Farm in Tarapoto/Peru – er lebte damals schon 16 Jahre in Peru – hatte uns geraten, unsere Medikamente in gut verschliessbare Plastiksäcke zu verpacken, ebenso unser Fotomaterial. Das Flusswasser war gelblich. Weder von den schönen Amazonasfischen noch von Piranhas war irgend etwas zu sehen. Nur hie und da sahen wir einen grossen Fisch flussaufwärts schwimmen. Christian erklärte uns, dass dies Delphine seien, die vom Meer heraufkämen. Haie waren es nicht, die hätte man an den aufwärtsstehenden Rückenflossen erkannt. Auf beiden Seiten stand dichter Urwald. Hie und da lag ein geknickter Baum im Wasser. Die Strömung war nicht sehr stark. Obschon die Sonne schien, hatte man das Gefühl von Feuchtigkeit. Die Luft war, wie das Hygrometer anzeigte, mit Feuchtigkeit durchdrungen.

Im Tropenregen

Wir fuhren langsam flussabwärts und unterhielten uns über die Erfahrung, die wir weiter oben mit den Jivaros, einem noch sehr primitiv lebenden Indianerstamm, gemacht hatten, als Christian nach vorne deutete und meinte, wir würden einem Sturm entgegenfahren. Auch die Indianer zeigten auf die schwarze Wand. Sie wussten besser als wir, was wir nun zu erwarten hatten. Christian empfahl uns, die Kleidung auszuziehen und zusammengerollt in einem Plastiksack zu verstauen. Wir hatten zwar ein Dach aus Palmblättern in der

Mitte des Einbaums, das uns wohl gegen einen gewöhnlichen Regen zu schützen vermochte. Was uns aber jetzt erwartete, das hatten wir in diesem Ausmass nie zuvor erlebt. Der Indianer, der den Hilfsmotor bediente, stellte ihn im Hinblick darauf, was nun kommen würde, ab. Wir liessen uns also von der schwachen Strömung treiben und auf einmal waren wir mittendrin in einer schwarzen Wolke, die über uns hinwegzog und es begann zu regnen. Man konnte eigentlich nicht mehr sagen «regnen», wie ein Wasserfall prasselte das Wasser auf uns nieder. Die Indianer, die sich auskannten, bedienten sofort die Schöpfgeräte, denn das Wasser sammelte sich so rasch im Einbaum, was uns alle zur Eile trieb; wir schöpften unermüdlich. Wir mussten verhindern, dass sich der Einbaum mit Wasser füllte. Obschon dieser Wasserfall, den man nicht mehr Regen nennen konnte, nur etwa zehn Minuten dauerte, waren wir todmüde, als dieser Tropenregen vorüber war und die Sonne wieder schien. Es war, als wenn wir durch eine Wasserwand gefahren wären.

Die Indianersiedlung

Bei einer erhöhten Uferstelle zogen wir unseren Einbaum an Land und befestigten ihn an einem Wurzelstock. Dann konnten wir eine Indianersiedlung überblicken. Ich begriff nun, warum die Indianer ihre Hütten auf Pfählen zirka einen Meter über dem Boden errichten. Nach dem heftigen Wolkenbruch stand alles unter Wasser, wie bei einer Überschwemmung. Zu bewundern waren die ausgezeichnet konstruierten Hütten, vor allem die aus Palmwedel geflochtenen Dächer, die einem solchen Tropenregen zu widerstehen vermochten. Immer wieder bewunderte ich diese einfachen Naturmenschen, wie bescheiden sie lebten, wie geschickt sie ihre Hütten bauten, ihre Einbäume herstellten und wie einfach sie sich ernährten.

Wovon sie sich ernähren

Über die Hälfte ihrer Nahrung besteht aus Wurzeln, vor allem aus Yucca, einer Maniokart, die praktisch die Kartoffel ersetzt, denn in dieser tropischen Gegend gedeihen ja keine Kartoffeln. Diese Wurzeln haben noch mehr basische Stoffe als die Kartoffeln, sie sind in dieser Hinsicht noch gesünder. Ausser den Wurzeln haben sie Kochbananen: die Platanos. Ihren Eiweissbedarf decken sie aus dem Fischreichtum ihres Flusses. Es gibt da gewisse Stämme, die Hühner und auch kleine, schwarze Urwaldschweine haben. Die übrige Nahrung besteht aus Wildfrüchten, wie Papaya, Avocados und Mango.

Das Klima stellt aber enorme körperliche Anforderungen. Und doch findet man bei diesen Leuten weder Arthritis noch Rheuma und Gicht oder sogar Krebs. Sie haben oft zehn und mehr Kinder, aber viele sterben an Malaria oder an anderen Infektionen, oder sie fallen den Piranhas, diesen Raubfischen zum Opfer oder werden durch gefährliche Schlangenbisse getötet. Ein Glück ist es, dass sie kein Salz kennen und deshalb die Niere in keiner Form belastet wird.

Lebenserwartung

Man rechnet in bezug auf die klimatische Belastung des Körpers, dass ein Jahr im Äquatorial-Urwaldgebiet zwei Jahre in unserer gemässigten Zone entspricht, sodass ein 45jähriger Urwaldindianer mit einem 90jährigen in unseren klimatischen Verhältnissen verglichen werden kann. Schlimm ist, dass die Einflüsse der Zivilisation die Lebensbedingungen dieser Urwald-Bevölkerung derart verschlechtern, dass sie immer mehr dezimiert werden. Auf die Dauer halten sie diesen katastrophalen Zustand nicht aus. Wenn man sich auch nur vorübergehend in diesen Gegenden aufhält, braucht man eine gesunde, widerstandsfähige Natur mit einer zähen Konstitution.